

## Kommentar zum Vortrag von Jochen Bonz

Bernd Rieken

Die Ausführungen im Vortrag von Herrn Bonz über die beiden Studentinnen, welche im ihnen vertrauten Feld forschen, zeigen, dass sie zu sehr, vor allem die erste Studentin, ins Feld verstrickt waren. Dadurch wird deutlich, dass die Trennung von Subjekt- und Objektsphäre, wie sie sich im Prozess der Konstituierung der neuzeitlichen Wissenschaft vollzieht, zunächst etwas Sinnvolles ist. In der neuzeitlichen Naturwissenschaft wird die Welt, die man erforscht, dem Individuum gegenübergestellt. Paracelsus, der berühmte Arzt der Frühmoderne, fordert, „dass der Mensch aus der Erfahrung und Gegenwurf der Natur augenscheinlich und greiflich sein Lehr nimmt“ (zit.n. Peuckert, Große Wende, Bd. 2, 1966, 384). In *Gegenwurf* steckt das Gegenübergestellte, das es zu erforschen gilt. Und das geschieht durch systematische Beobachtung – das meint Paracelsus mit Erfahrung – sowie durch das Experiment, die beide nachvollziehbar und wiederholbar zu sein haben. Beide gewähren eine gewisse Intersubjektivität, die Untersuchung muss auch von anderen nachvollzogen werden können. Der Mensch ist eine subjektive Größe, und sein Einfluss auf das Beobachtete soll möglichst ausgeschaltet werden; neutral soll er die Natur erforschen und allgemeine Gesetze aufstellen. Das war ein großer Fortschritt gegenüber der mittelalterlichen Naturphilosophie, deren einziges Wahrheitskriterium die Verbürgung durch eine Autorität war, nicht aber empirische Überprüfbarkeit, intersubjektive Nachvollziehbarkeit, Widerspruchsfreiheit etc. Andererseits war das mit großen Einseitigkeiten verbunden; die neuzeitliche Naturwissenschaft entfaltete sich im Zeitalter des Absolutismus, es galt, allgemeine Gesetze zu formulieren, die Zeit und Raum überschreiten. Der Mensch wurde dergestalt zu einer statistischen Größe, auch in der Psychologie und Medizin, denn sie fußen auf den Methoden der Physik, streben nach allgemeinen Aussagen über DEN Menschen, sind also nomothetisch orientiert. Und selbst qualitative Methoden zwingen den Forscher oftmals in ein enges Korsett, wenn man ihnen buchstäblich folgt, statt sich der „Kunst der Interpretation“ zu befleißigen, um den Germanisten Emil Staiger zu zitieren.

Mit Blick auf die Psychotherapie bietet aus unserer Sicht der nomothetische Zugang eine zu einseitige Perspektive, um den Menschen in seiner Ganzheit zu erfassen. Sein Verhalten und Erleben ist nicht allein durch allgemeine Gesetzmäßigkeiten zu verstehen, er ist auch eine subjektive Größe, weswegen Alfred Pritz die Psychotherapie als Wissenschaft vom Subjektiven charakterisiert hat und an der SFU die Psychotherapiewissenschaft als eigene Disziplin etabliert worden ist. Daher spielt die Subjektivität in diesem Studium eine nicht zu unterschätzende Rolle. Das gilt für die Subjektivität des Forschers mit all seinen Übertragungen und Gegenübertragungen, das gilt aber auch für das Studium insgesamt,

das nicht nur aus Theorie und Praxis besteht, sondern auch Selbsterfahrungselemente vor allem in Gestalt der Lehrtherapie bzw. Lehranalyse einschließlich Gruppenselbsterfahrung beinhaltet, wodurch einer engen Verzahnung von Theorie und Praxis Rechnung getragen wird, welche bereits Freud als Junktim von Forschen und Heilen gefordert hat.

Damit wird auch einem umfassenden Bildungsbegriff Tribut gezollt. Das „Historische Wörterbuch der Philosophie“ von Ritter, Gründer und Gabriel spricht im Stichwort „Bildung“ von einer Aporie, die darin bestehe, dass „zeitgemäße Bildung nur mehr im Horizont des wissenschaftlichen Bewusstseins möglich ist, die personengebundene Dimension des Bildungswissens aber in der gegenstandsautonomen und methodenspezialisierten Form des wissenschaftlichen Wissens nicht mehr vorkommt“ (Lichtenstein 1971, S. 936). Diese Problematik sich vor Augen haltend, wird empfohlen, den Bildungsbegriff an der „im tätigen Umgang zu erweckenden lebendigen geistigen Kommunikation zwischen Person und Sache“ zu orientieren (ebd.). Das klingt ein wenig idealisierend, macht aber deutlich, dass reines Theoriewissen und eine Orientierung an kognitiven Lernzielen nicht ausreicht, um mit der Kennzeichnung „Bildung“ versehen zu werden. Vielmehr geht es aus unserer Sicht auch darum, vor allem durch Gruppen- und Einzelselbsterfahrung das Wissen um sich selbst und um andere zu vermehren, eigene seelische Probleme zu verringern und insgesamt an emotionaler Tiefe zu gewinnen. Das praktizieren wir an dieser Universität tagtäglich, und das machen auch die Ausführungen von Jochen Bonz auf schöne Weise deutlich: Ohne eine Gegenübertragungsanalyse fehlt Feldforschungen bzw. empirisch-qualitativen Arbeiten oftmals ein entscheidendes Element.